Im Bau der Menschlichkeit Martina Klein

15. November 2025 –
17. Januar 2026

Martina Klein - *Im Bau der Menschlichkeit*
Text von David Khalat

„Die Malerei verleiht sichtbare Existenz dem, was das alltägliche Sehen für unsichtbar hält; [...] das Auge wohnt in diesem Gewebe wie der Mensch in seinem Haus."
– Maurice Merleau-Ponty, Das Auge und der Geist[1]

„Im Bau der Menschlichkeit" ist ein Titel mit offenem Ende. Er deutet auf das Provisorische und auf das Mögliche, auf Baustelle, Bühne und Spielplatz zugleich. In der Galerie Tschudi Zürich bündelt Martina Klein zwei Werkgruppen, die das Verhältnis von Fläche, Farbe und Raum neu interpretieren: sieben Papierarbeiten, die wie präzise komponierte, zugleich variable Partituren wirken, sowie bodenstehende Pappgebilde, die aus einer Fläche heraus in den Raum kippen und ihn in Bewegung versetzen. Beides sind Vorschläge, wie Wahrnehmung entsteht: nicht einmalig und endgültig, sondern als Folge von Entscheidungen – und als Einladung, mitzudenken, mitzuschauen und das Objekt mitverhandeln.

Ausgangspunkt der Papierarbeiten sind Fundstücke. Sammelmappen, Karton und industriell vorbedruckte Tonpapiere aus Farbfächersystemen. Auf den Träger aus farbigem Pappkarton klebt die Künstlerin sechs oder sieben Streifen desselben Materials über die ganze Breite, sodass Taschen entstehen. In diese Taschen werden Tonpapiere mit subtilen Verläufen eingeschoben, die in Formen geschnitten sind und aus Studiofunden ausgewählt wurden. Die Anordnungen sind sorgfältig komponiert, aber nicht fixiert. Sie können bestehen bleiben oder neu geordnet werden. Diese kalkulierte Flüchtigkeit ist kein Ausdruck von Beliebigkeit, sondern Bestandteil der Arbeit – eine Malerei, die sich entschieden hat und die Möglichkeit einer anderen Entscheidung sichtbar mitführt.

Die Hängung bleibt der einfachen, fast spröden Materialität treu, denn sie ist am Nagel befestigt, und davor hängt eine Plexiglasplatte. Das Plexiglas markiert eine minimale Distanz, bündelt die Ebenen und schärft den Blick auf Kante, Überlagerung und Schatten. Sieben Blätter bilden als Serie einen geschlossenen, aber nicht abgeschlossenen Zyklus: Jede Arbeit hält ihre Komposition – und hält sie zugleich offen.

Die Pappgebilde beginnen konsequent bei der Fläche: Jedes hat eine Seite, von der es ausgeht – eine flache, planare Ausgangsform. Von dort entfaltet sich das Volumen im Raum, ohne diesen zu schliessen. Wie lange bleibt die Form offen? Wann kippt sie ins Objekt, in die „geschlossene" Figur? Diese Arbeiten verweigern eindeutige Gattungsnamen. Modell, Skulptur oder Malerei? Sie sind vor allem Kunstwerke und phänomenologische Setzungen. Sie erzeugen Volumen. Und zwar von der Fläche aus - nicht in der Fläche.

Die Assoziationen sind bewusst mehrdeutig: Es könnten Pläne, Dünen, Rutschen oder Absätze sein – kleine Bühnen, die die Augen spazieren schicken, springen lassen, sich legen oder verrenken. Farbe bringt dosierte Gegenständlichkeit ins Spiel, akzentuiert Kanten, verschiebt Gewichte und markiert Richtungen. Ein Silberspray irritiert zusätzlich: Ist das metallisch – oder setzt es nur einen industriellen Klang, eine Anmutung von Infrastruktur?

[1]Maurice Merleau-Ponty: Das Auge und der Geist. Philosophische Essays. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 1984.

Klein denkt diese Gebilde als Malerin. Ihre Praxis ist seit Jahren darauf gerichtet, Farbe nicht als Haut einer Fläche, sondern als räumliche Setzung zu begreifen: monochrome Flächen, die im Verhältnis zueinander den Raum „choreografieren“. Das Komponierende entsteht zwischen den Arbeiten, im Raum und mit den Betrachtenden. Vor diesem Hintergrund sind die Pappgebilde ein Schritt der Verdichtung: „Ich wollte etwas Komprimiertes machen, als räumliche und kompositorische Sache gebündelt“, sagt die Künstlerin. Die Farbe „kommt mit“ – nicht nachgelagert, sondern als integraler Bestandteil der Raumfigur. Während frühere Arbeiten das Sehen freier zwischen Winkeln, Abständen und Zwischenräumen spielen liessen, verdichten die neuen Formen diese Möglichkeiten zu konkreten, handfesten Vorschlägen.

Der Begriff „Painting in Space“ taucht hier als Prüfstein auf – ein historisch besetzter Ausdruck, der bis in die Moderne zurückreicht. Man denke an Alexander Calder und seine „Zeichnungen im Raum”, die das Linienhafte und die Ausdehnung von Raum ins Dreidimensionale übersetzten. Als Referenz schärft er Kleins Setzungen, ohne sie zu vereinnahmen. Ihre Objekte sind nicht kinetisch, sondern lenken den Blick.

Kleins Leinwände sind häufig monochrom. Entscheidend ist jedoch nicht die einzelne Farbe, sondern ihr Verhältnis zueinander: Welche Farbe steht neben welcher? Wie reagiert die Wand, der Boden? Welche Spannung entsteht zwischen zwei Tönen, zwischen matt und glänzend, Signalton und Mischfarbe? In den Pappgebilden verschaltet sich diese Farbarbeit nun direkt mit der Geometrie: Blau, Gelb, Rot und Grün sowie auch Weiss treten als klare Marker auf und stossen auf gebrochene, gemischte Töne, die Volumen fassen oder auflösen. Farbe ist hier kein Dekor, sondern ein Mittel, um Raum zu schaffen: eine präzise Form des „Space-Making”.

In beiden Werkgruppen arbeitet Klein bewusst mit Studiomaterialien wie Pappkarton, Sammelmappen, Tonpapieren und Sprays – Materialien, die für Displays, Verpackungen und temporäre Nutzung vorgesehen sind. Dass solche Materialien heute nicht mehr billig sind, gehört zur Ironie der Verhältnisse, ihre Semantik bleibt jedoch eine der Vorläufigkeit, Zweckmäßigkeit und Unprätentiösität. Ein fernes Echo der Arte Povera klingt an – nicht als Zitat, sondern als Verschiebung von Wertordnungen durch „unedle” Stoffe. Zugleich lässt sich eine Verwandtschaft zur Minimal Art erkennen: die Reduktion auf einfache Mittel, die Klarheit der Setzungen, die Betonung von Materialität und phänomenologischer Erfahrung im Raum (Serialität, Mass, Verhältnis statt Narration). In diesem Sinn knüpft Kleins Werk nicht an ikonische Formen, sondern an eine Haltung an: Präzision durch Zurücknahme und eine Wahrnehmung, die sich erst im Verhältnis von Werk, Objekt, Ort und den Betrachtenden erfüllt.

„Menschlichkeit“ ist hier kein Pathoswort, sondern der kleinste gemeinsame Nenner. Es geht um die Frage: Wie nehmen wir wahr? Was nehmen wir wahr? Welche Entscheidungen – auch die kleinen, alltäglichen – prägen unsere Sichtweise? Als Grundbegriff, der Politik, Kunst, Kultur und Soziales gleichermassen betrifft, ist Menschlichkeit permanent im Werden. Diese Ausstellung ist nicht politisch und wirkt doch politisch, weil sie an die Grundlagen rührt: Aufmerksamkeit, Beziehung, Miteinander von Dingen, Räumen, Menschen.

Die Papierarbeiten lassen die Komposition offen, ohne sie zu relativieren. Die Pappgebilde komprimieren den Raum, ohne ihn vollständig zu schliessen. Gemeinsam entwerfen sie eine Architektur des Blicks: Malerei als Raumarbeit, die Möglichkeiten bündelt und neu verteilt. „Im Bau der Menschlichkeit“ erinnert daran, dass Sichtbarmachen immer auch Mitbauen ist und „Menschlichkeit“ die nüchterne Frage aufwirft, wie Wahrnehmung geteilt wird.